

# KRITIK MICHAEL SENNHAUSER

Jeshua Dreyfus hat sich viel vorgenommen nach seinem verblüffenden, erfreulichen Low-Budget-Debut mit «Halb so wild» vor sechs Jahren. «Sohn meines Vaters» ist eine ausgefeilte Familien-Dramödie, eine Sitcom im Bewegungswirbel, eine Screwball-Comedy mit Höllensturz.

Was die Schilderung der jungen Menschen in «Halb so wild» auszeichnete, war eine radikale Ehrlichkeit. Das war ein Film, der durchaus auch Witz bewies, aber ganz ohne postmoderne Ironie auskam. Diese tastenden Wahlverwandschaften im Wald waren ernsthafte Versuche.

«Sohn meines Vaters» ist so gesehen das pure Gegenteil. Oder die Versetzung einer der damaligen Figuren in unsere Gegenwart, in der die Autoritäten von gestern ihren Nimbus verloren haben, ihre hochgehaltenen Ideale längst verraten.

Was geblieben ist, ist die radikale Ehrlichkeit. Eine Konsequenz, die dürrenmattsche Dimensionen annimmt, die Geschichte so zu Ende denkt, dass sie ihre schlimmstmögliche Wendung nehmen muss. Bloss ist diese Wendung dann auch noch eine gelungene, zynische Überraschung.

Jeshua Dreyfus hat die Hürde zum Zweitling gut gemeistert. Der Film hat Zug, tragikomische Energie am Anfang, gekonnte Überzeichnungen durchs Band.

Dani Levy ist die überraschend ideale Besetzung für diesen dauerlächelnden, alles überschauenden, charismatischen Kotzbrocken von einem Vater. Der Mann, der noch für die nahe liegendste Reaktion seiner Umwelt auf seinen Egoismus eine einleuchtende Analyse zu liefern vermag, die ihn selber entlastet.

Was Sohn meines Vaters von seinen grossen Vorgängern und allfälligen Vorbildern zwischen Lubitsch und Wilder unterscheidet, sind die kleinen Unebenheiten. Dreyfus hat noch nicht ganz die Souveränität, um den Balance-Akt zwischen Tragödie und Komödie immer zu meistern.

Das zeigt sich in den grossen Zügen, dem Gefälle zwischen purem Drama und reiner Karikatur. Und es zeigt sich in der Binnendynamik zwischen den Schauspielerinnen und Schauspielern und ihrem Text. Da gibt es Sätze, die klingen nach Drehbuch, neben Momenten, welche einen direkt anspringen. Manchmal in der gleichen Szene. Etwa in jener, in welcher der Sohn seinem Vater am Pult in dessen Praxis etwas fragt und man das Gefühl hat, Dimitri

Stapfer sagt den Satz aus dem Drehbuch einfach auf – während Dani Levy in der Rolle des Vaters absolut beiläufig über die linke Schulter antwortet, während er gleichzeitig den Schrank mit den Patientenakten abschliesst.

Das kontrastiert mit anderen Szenen, in denen Simons Naivität und Herzengüte in aller Perfektion in jedem Gesichtszucken und jedem Wort zu spüren ist. [...]

Als Entwicklungsschritt vom Low-Budget-Anfang zur – für Schweizer Verhältnisse – grossen Kiste ist «Sohn meines Vaters» nicht nur sehr respektabel, sondern vor allem auch sehr unterhaltsam. Und bitter.

Denn am Ende sind wir wieder in dieser Welt, die sich den Schilderungen der Eltern anpasst, in einer Möbius-Schleife, aus der es kein Entrinnen gibt. Weil die Ideale und die Kompromisse nie miteinander zu versöhnen sind. Die einen richten sich damit ein. Die anderen richten sie damit zugrunde.

